



Hanne Schaffer

Sozialpädagoge und Mann

Männliches Selbstverständnis in einem Frauenberuf

LAMBERTUS

Hanne Schaffer

Sozialpädagoge UND Mann

Männliches Selbstverständnis
in einem Frauenberuf

LAMBERTUS

Hanne Schaffer

Sozialpädagoge UND Mann

**Männliches Selbstverständnis
in einem Frauenberuf**

LAMBERTUS

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://d-nb.ddb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten

© 2013, Lambertus-Verlag, Freiburg im Breisgau
www.lambertus.de

Umschlaggestaltung: Nathalie Kupfermann, Bollschweil

Herstellung: Franz X. Stückle, Druck und Verlag, Ettenheim

ISBN: 978-3-7841-2147-5

Inhalt

Vorwort	7
1 Einleitung	9
2 Sozialwissenschaftliche Diskurse zu Männlichkeiten und Männern in sozialen Berufen	12
2.1 Soziale Arbeit als Frauenberuf	12
2.2 Geschlecht als symbolische Ordnungskategorie	14
2.2.1 Männlichkeit als soziale Rolle	15
2.2.2 Männlichkeit als soziales Konstrukt	17
2.2.2.1 Hegemoniale Männlichkeit bei R. Connell	18
2.2.2.2 Hegemoniale Männlichkeit als Habitus und generatives Prinzip bei M. Meuser	21
2.3 Sozialwissenschaftliche Diskurse zur Geschlechtersegregation auf dem Arbeitsmarkt und Männern in untypischen Berufen	23
2.3.1 Geschlechtsspezifische Segregation des Arbeitsmarktes in historischer Perspektive	24
2.3.2 Doing Gender in einem Frauenberuf	28
2.3.3 Bisherige empirische Befunde zu Männern in einem Frauenstudium beziehungsweise Frauenberuf	30
3 Empirische Untersuchung zu Männern in der Sozialen Arbeit	45
3.1 Methodische und methodologische Vorbemerkungen	45
3.2 Die Kontaktaufnahme mit den befragten Männern	47
3.3 Die Erhebungssituation	48
3.4 Untersuchungsdesign und Stichprobe	49
3.5 Die Auswertungsmethode	50
3.6 Ergebnisse zu den studierenden Männern	52
3.6.1 Die Männer aus dem ersten Semester: Maskuline Selbstbehauptung zwischen Macho und Alternativ-Softie	52
3.6.2 Die Männer aus dem siebten Semester: Maskulines Selbstverständnis als „besonderer“ Mann	74
3.6.3 Männer am Anfang und am Ende des Studiums Sozialer Arbeit: von der Schwierigkeit ein Mann zu sein und auch zu bleiben	94
3.7 Ergebnisse zu den berufstätigen Männern	100

3.7.1	Langjährig berufserfahrene Sozialarbeiter in der Jugendarbeit	100
3.7.2	Seit Kurzem berufstätige Sozialarbeiter in der Jugendarbeit: die Männer bewegen sich, aber die Frauen nicht	120
3.7.3	Sozialarbeiter am Anfang und am Ende ihres Berufswegs: Die neue Generation ringt um eine modernisierte Männlichkeit	141
4	Sozialpädagoge sein und Mann bleiben als inhärentes Spannungsverhältnis: Eine Schlussbetrachtung	147
	Literaturverzeichnis	154
	Autorin	159

Vorwort

Das wörtliche Zitat „Sozialpädagoge UND Mann“ eines männlichen Studierenden der Sozialen Arbeit gibt dieser empirischen Studie ihren Titel und stammt aus einem der insgesamt 18 Gruppeninterviews, die mit männlichen Studierenden der Sozialen Arbeit beziehungsweise mit bereits in der Sozialen Arbeit berufstätigen Männern zu ihrem Selbstverständnis in einem Frauenstudium beziehungsweise Frauenberuf geführt worden sind. Die vom Sprecher vorgenommene starke Betonung der Konjunktion „und“ geriet dabei zu einer Art Stoßseufzer und bringt die sperrige Vereinbarkeit von Männlichkeit und beruflicher Identität in einer Frauendomäne auf den Punkt. Die Soziale Arbeit ist nach wie vor ein Berufsfeld, das nicht nur aktuell von überwiegenden Frauenanteilen gekennzeichnet ist, sondern welches sowohl in der historischen Perspektive und als auch auf semiotischer Ebene betrachtet, weiblich konnotiert ist. Die untersuchungsleitenden Fragen der Studie sind vor allem, welche Erfahrungen die Männer unter dem Aspekt ihrer Geschlechtlichkeit machen, ob und gegebenenfalls wodurch sie sich in ihrer Männlichkeit durch die geschlechtsuntypische Studien- und Berufswahl kompromittiert sehen, welche situationsbezogenen Variationen sie beim alltäglichen „doing masculinity“ entwickeln und wie sie mit ihrem „Token-Man-Status“ umgehen. Bei einem anhaltenden Männeranteil von 15 bis 20 Prozent unter Studierenden der Sozialen Arbeit und einer männlichen Überrepräsentanz in den obersten Führungsetagen der Sozialwirtschaft erfährt das Geschlechterverhältnis eine unter aktuellen EU-Quotendiskussionen verschärfte geschlechterpolitische und personalstrategische Brisanz.

Diese Studie wäre ohne die großzügige Gewährung eines Forschungssemesters nicht möglich gewesen. Dafür möchte ich mich an dieser Stelle sehr herzlich bei der Hochschulleitung der Kath. Stiftungsfachhochschule München, Prof. Dr. Egon Endres und Prof. Dr. Annette Vogt und bei meinem Arbeitgeber, den Kath. Bildungsstätten für Sozialberufe in Bayern bedanken.

Mein weiterer ausdrücklicher Dank geht an die Kolleginnen Prof. Dr. Cornelia Behnke (KSFH München) und Prof. Dr. Ruth Seifert (FH Regensburg) für ihre kritischen aber immer konstruktiven Kommentierungen.

Nicht zuletzt geht ein sehr großes Dankeschön an die Studierenden, die mit erheblichem Engagement Interviewpartner gewonnen und die Gruppendiskussionen durchgeführt haben. Von den insgesamt 18 geführten und aufgezeichneten Interviews konnten letztlich vier ausgewertet werden, die sowohl den methodischen Standards als auch den Stichprobenkriterien entsprachen. Besonders erwähnt werden sollen in diesem Kontext die Studierenden der Kath. Stiftungsfachhochschule München: Martin Barthelmann, Ilka Böhm, Dominik Geiselmann, Sabine Gerstel, Cornelia Grotz, Mathis Höllmann, Jeanette Kilian, Stephanie Koller, Alexandra Kurz, Daniel Lais, Corinna Schaupp, Andreas Schechinger, Christine Sternecker, Tanja Tücking und Bettina Vill.

1 Einleitung

Das Geschlecht hat in unserer Gesellschaft nach wie vor eine wichtige soziale Platzanweiserfunktion, so dass soziale Ungleichheiten nach Geschlecht weiterhin bestehen, was sich an der unterschiedlichen Partizipation von Frauen und Männern an Bildung, Einkommen, Privatvermögen und Machtpositionen empirisch eindeutig ablesen lässt. Dem ausgeübten Beruf kommt eine zentrale Schlüsselfunktion bezüglich der Selbstverwirklichungschancen, dem Selbstverständnis und dem gesellschaftlichen Status einer Person zu, da der Beruf für die Mehrheit der Erwerbsfähigen nicht nur die zentrale Ressource für die Existenzsicherung darstellt, sondern gleichzeitig soziale Images über die jeweiligen Berufstätigen transportiert, welche nicht von der Geschlechterrolle ihrer typischen Vertreter beziehungsweise Vertreterinnen zu trennen sind. Der Arbeitsmarkt ist bis heute und sehr stabil geschlechtsspezifisch segregiert. Bei aller statistischen Schwierigkeit, die aktuelle Situation exakt zu analysieren, kann davon ausgegangen werden, dass etwa 10 Prozent aller Berufe Frauenberufe sind, mehr als 50 Prozent werden zu den Männerberufen gerechnet und ca. 30 Prozent gelten als Mischberufe. Von einem Frauenbeziehungsweise Männerberuf wird immer dann gesprochen, wenn der Anteil der Beschäftigten des jeweils anderen Geschlechts unter 30 Prozent liegt. Als Mischberufe werden jene Arbeitsfelder bezeichnet, in denen der Anteil der Frauen oder Männer zwischen 30 und 70 Prozent liegt (vgl. IAB Forum 2009, 18). Die Wahl eines bestimmten Berufs erfolgt neben anderen Kriterien immer auch unter dem Aspekt, welchen – möglichst positiven – Beitrag dieser zur eigenen geschlechtlichen Selbstpräsentation leistet. Frauen, die einen Frauenberuf wählen und Männer, die einen Männerberuf wählen, restituieren – bewusst oder unbewusst – eine stereotype, traditionelle Selbstpräsentation und diesbezügliche inhärente Geschlechterbotschaften. Frauen aber, die einen Männerberuf wählen oder Männer, die einen Frauenberuf wählen,

stellen diese stereotypen Annahmen über das Geschlecht infrage. Während es noch plausibel erscheinen mag, dass Frauen in einen Männerberuf gehen, weil dieser in der Regel bessere Einkommens- und Aufstiegschancen, meist auch mehr Arbeitsplatzsicherheit bietet, kompromittieren Männer mit einer gegen geschlechtlichen Berufswahl ihre Männlichkeit. Die Frage ist, warum tun sie dies? Verweigern sie sich den kollektiv tragenden, hegemonialen Prämissen von Männlichkeit oder sind sie am Ende gar keine „richtigen“ Männer, fehlt es ihnen an Willen, Geld zu verdienen, an Ehrgeiz, eine herkömmliche Karriere im Männerberuf zu machen, für die ökonomische Basis einer Familie zu sorgen? In der vorliegenden Studie geht es um das „doing masculinity“, die Selbst- und Rollenverständnisse und alltäglichen Handlungspraxen von Männern, die ein typisches Frauenstudium beziehungsweise einen typischen Frauenberuf – die Soziale Arbeit – gewählt haben. Dabei ist zu beachten, dass die Soziale Arbeit bis heute in ihrem Image und auch in der Lehre sehr eng mit dem Konzept der „geistigen Mütterlichkeit“ verbunden wird, als „Herzstück des Berufs“ (Brückner 1992) gelten nach wie vor die psychosozialen Kompetenzen, das Leisten von Gefühls- und Beziehungsarbeit.

Im Zentrum der vorliegenden empirischen Studie stehen vor allem folgende Fragen: Sehen sich Männer in der Sozialen Arbeit vor diesem (historischen) Hintergrund in ihrer Männlichkeit tatsächlich kompromittiert? Welche Selbst- und Rollenverständnisse haben sie und wie stellen sie im studentischen und später am beruflichen Alltag ihre Männlichkeit her? Theorieleitend für die vorliegende qualitative Untersuchung ist, dass Männlichkeit als soziales Konstrukt begriffen wird, welches sich an einer hegemonialen Männlichkeit als kollektivem Ideal orientiert. Männlichkeit wird nach Meuser (2008) vor allem durch Distinktion von den Frauen und durch Konjunktion mit anderen Männern, als kompetitive und homosoziale Praxis hergestellt. Nicht trotz, sondern gerade wegen der kompetitiven Struktur wird die homosoziale Männergemeinschaft von den Männern als der Ort erfahren, an dem eine echte, authentische Männlichkeit gelebt werden kann (Meuser 2008, 116). Wie aber vollzieht sich dieses „doing masculinity“, wenn der soziale Kontext des Mannes, wie hier im Berufsfeld Soziale Arbeit, von Frauen dominiert wird und das Berufsimago sowie die Inhalte der Tätigkeiten überwiegend weiblich konnotiert sind?

In dieser Studie werden Männer aus der Sozialen Arbeit in einem klassischen Follow-Up-Design zu vier unterschiedlichen Zeitpunkten untersucht: einmal zu Beginn des Studiums, dann am Ende des Studiums, zu Beginn des beruflichen Einstiegs und schließlich nach jahrzehntelanger Berufserfahrung und jeweils im Berufsfeld der Jugendarbeit. Unter diesen Auswahlkriterien wurden vier Gruppendiskussionen mit Männern geführt, aufgezeichnet, transkribiert und einer zusammenfassenden Analyse und Interpretation unterzogen. Es geht darum, welches Selbstverständnis die Männer äußern, was für

sie überhaupt einen Mann ausmacht und mit welchen Verhaltensweisen und Strategien sie sich als Männer in einem untypischen, gegengeschlechtlichen Berufsfeld behaupten, welche Bedeutungen sie ihrer eigenen aber auch der Geschlechterrolle von Frauen beziehungsweise Kolleginnen zuschreiben und welche subjektiven Deutungen und theoretischen wie a-theoretischen Interpretationen zu Geschlecht beziehungsweise Geschlechterrolle sie äußern beziehungsweise entwickelt haben. Diese Prozesse des alltäglichen „doing masculinity“ im Berufsfeld vollziehen sich vor dem Hintergrund des kollektiven Ideals einer hegemonialen Männlichkeit, welches als fungierendes kollektives Leitideal auch für diese Männer vorausgesetzt wird. Die zu Beginn der Studie formulierten Prämissen sind erstens, dass Geschlecht vor allem sozial konstruiert ist und eine wesentliche Stütze von Männlichkeit in einer möglichst männlich etikettierten beruflichen Tätigkeit liegt. Zweitens ergibt sich daraus, dass Männer, die sich für ein untypisches Studium beziehungsweise einen untypischen Beruf entscheiden, in ihrer Männlichkeit zumindest latent bedroht sind. Die Soziale Arbeit ist von ihren Wurzeln her und bis heute ein typischer Frauenberuf, das liegt zum einen an den weit überwiegenden Frauenanteilen in Studium und Beruf, zum anderen daran, dass die Arbeitsinhalte generell weiblich attribuiert sind. Die Einstiegsfrage in die Gruppendiskussionen lautet deshalb bewusst provozierend: „Was bedeutet es für Sie als Mann in einem typischen Frauenstudium zu studieren?“ beziehungsweise „Was bedeutet es für Sie als Mann in einem typischen Frauenberuf zu arbeiten?“

Bevor die empirischen Ergebnisse in Kapitel 3 vorgestellt werden, wird zunächst im nachfolgenden Kapitel noch einmal der Aspekt des Frauenberufs von seiner historischen Entwicklung und seinen Inhalten her thematisiert. Deutlich wird dabei, dass die Entstehung des Berufs Soziale Arbeit von Anfang an tief verwoben mit den gesellschaftlichen Geschlechterverhältnissen ist und gleichzeitig semiotisch eine bestimmte Aufteilung der Geschlechter aufgegriffen und fortgeschrieben wird, die Frauen für den Bereich der Reproduktionsarbeit vorsieht und Männer für die industrielle Produktionsarbeit. Vor diesem Hintergrund werden anschließend die wichtigsten theoretischen Ansätze zur sozialen Entwicklung von Männlichkeit und der männlichen Geschlechterrolle in groben Zügen skizziert, wobei deutlich wird, dass die heutige Männerrolle sowohl traditionelle als auch moderne Züge aufweist, allerdings das kollektive Männlichkeitsideal maßgeblich und nach wie vor von der „hegemonialen Männlichkeit“ bestimmt wird. Abschließend zum zweiten Kapitel wird eine Reihe bereits vorliegender empirischer Studien zu Männern in untypischen, gegengeschlechtlichen Berufen, wie der Krankenpflege, der frühkindlichen Erziehung, der Grundschule und der Sozialen Arbeit vorgestellt, die einen besonderen Fokus auf Prozesse des „doing masculinity“ gelegt haben.

2 Sozialwissenschaftliche Diskurse zu Männlichkeiten und Männern in sozialen Berufen

2.1 Soziale Arbeit als Frauenberuf

Die Soziale Arbeit als Frauenberuf zu bezeichnen bedeutet zunächst auf die historische Ausgangssituation der Entstehung dieses Berufs zu verweisen und auch darauf, dass die Dimension Geschlecht diesem Beruf von Anfang an inhärent gewesen ist. Welche Aufgaben der Sozialen Arbeit als Beruf am Beginn des 20. Jahrhunderts und bis heute zukommen, hat also immer auch damit zu tun, welche Eigenschaften und Fähigkeiten von Frauen zu einer gegebenen Zeit erwartet beziehungsweise ihnen zugeschrieben werden. Die sozio-historischen Ausgangsbedingungen der Entstehung des Berufs sind zum einen mit den Geschlechterverhältnissen verknüpft, welche von sozialer Ungleichheit zwischen Frauen und Männern geprägt waren und vor allem dadurch zustande kamen, dass den Frauen als primärer und sogar „natürlicher“ Aufgabenbereich der innerhäusliche und nicht entlohnte Reproduktionsbereich zugeschrieben wurde, während die Männer den Platz des außerhäuslich erwerbstätigen und entlohnten Familienernährers einnahmen. Zum anderen waren die öffentlichen und politischen, aber auch die wissenschaftlichen Diskurse um das „Wesen“ von Frauen und Männern von universalistischen Annahmen über den sogenannten „Geschlechtscharakter“ (Hausen 1978) geprägt, man ging von einer Polarität beziehungsweise Differenz der Geschlechter aus. Frauen waren von Männern in allen Belangen verschieden, dies betraf ihre physischen, aber auch ihre psychischen Kapazitäten (vgl.

Rerrich 2010, 94). Das Wirken der bürgerlichen Frauen richtete sich also vor allem auf die Hausarbeit und die Kindererziehung, die Männer dagegen strömten aus dem agrarisch geprägten Sektor in die erwerbsförmig organisierte Industrie- und Dienstleistungsarbeit. Obwohl die Beschränkung der Frau auf den innerhäuslichen Bereich ein in der Bevölkerung bei Weitem nicht von allen erreichtes Ideal darstellt, generiert es von diesem Zeitpunkt ab weitgehend die allgemein geteilte Einschätzung der Verschiedenheit der Geschlechterrollen und die differenten Selbstverständnisse von Frauen und Männern.

Die Soziale Arbeit entstand als gesellschaftlich akzeptiertes Betätigungsfeld von Frauen, vor allem von sozial engagierten bürgerlichen Frauen. Die ersten Ausbildungsstätten wurden in Deutschland auch von Frauen und unter prinzipiellem Ausschluss einer Aufnahme von Männern gegründet. Das von Henriette Schrader-Preymann kreierte Konzept von der „geistigen Mütterlichkeit“ erwies sich als politisch geschickter Kunstgriff, um eine qualifizierte Berufsausbildung und außerhäusliche Erwerbstätigkeit von Frauen durchzusetzen, ohne gleichzeitig gegen das herrschende Differenzparadigma zu verstoßen. Mütterlichkeit gilt demnach als eine nur Frauen zugeeignete Eigenschaft, welche zu besonderer Empathie und Kommunikationsfähigkeit, aber auch zur Pflege und Fürsorge für andere befähige. Frauen, die Mutterschaft nicht im Rahmen einer eigenen Familie verwirklichen, hatten dadurch eine Chance, diese ihre besondere Befähigung in einem beruflichen Kontext auszuleben.

Soziale Deutungen zur gesellschaftlichen Rolle von Frauen und Männern und ihrer jeweils eigenen Stärken und Schwächen prägen den Diskurs über „normale“ Weiblichkeit beziehungsweise Männlichkeit bis heute und auch die Vorstellungen und Vorurteile, wenn Frauen in Männerdomänen eindringen beziehungsweise Männer in einen Frauenberuf, wie die Soziale Arbeit. Bis heute ist festzustellen, dass Frauen nach wie vor und überwiegend die Erziehung und Betreuung von Kindern und Jugendlichen zugeschrieben wird. Dies gilt für den privaten, aber auch für den professionellen Kontext: Kinderkrippe, Kindergarten und Grundschulen sind aufseiten des Personals frauendominiert. Der Frauenanteil in den sozialen Berufen ist überdurchschnittlich hoch und vor allem die Basis im Berufsfeld Soziale Arbeit ist weiterhin weiblich. Im Wintersemester 2010/11 sind laut Statistischem Bundesamt im Bereich Sozialwesen 77 Prozent Studentinnen und 23 Prozent Studenten eingeschrieben (vgl. Statistisches Bundesamt 2011a, 40), der Anteil der sozialversicherungspflichtig Beschäftigten im Bereich „Heime und Sozialwesen“ liegt bei 78,6 Prozent (vgl. Statistisches Bundesamt 2011b, 95). Den wenigen Männern, die in der Sozialen Arbeit tätig sind, gelingt es, zu überproportional hohen Anteilen in die höheren Gehaltsgruppen (über 3000 Euro Monatsgehalt) und auch in Leitungsfunktionen aufzusteigen (vgl.

Schmidt-Koddenberg u. a. 2005, 154). Gründe dafür sind nicht nur die verbreiteten Teilzeit-Arbeitsverhältnisse der Frauen, sondern auch die Tatsache, dass soziale Zugewandtheit und Fürsorglichkeit, kurz alle Tätigkeiten, die in Fachdiskursen mit dem Begriff „Care“ umschrieben werden, nach wie vor weiblich konnotiert sind, während Leitung und Management männlich konnotiert bleiben (vgl. Rerrich 2010, 99–100).

2.2 Geschlecht als symbolische Ordnungskategorie

Die sozialwissenschaftliche Geschlechterforschung hat sich bereits in den 1970er Jahren von der Vorstellung eines „Geschlechtscharakters“ beziehungsweise einer Suche nach der Essenz von Geschlecht verabschiedet. Weiblichkeit und Männlichkeit werden als sozial konstruiert erkannt, wobei vor allem psychologische Studien den Beweis geliefert haben, dass sogenannte weibliche oder männliche Eigenschaften keineswegs auf einen bestimmten Körper bezogen sein müssen (vgl. Hagemann-White 1984). Kulturvergleichende anthropologische und biologiehistorische Studien (Mead 1979; Gilmore 1993; Palm 2008) sowie die neuere hirneurophysiologische Forschung (Schmitz 2004) zeigen, dass Geschlecht durch das Kulturatione einer spezifischen Zeit und aus dem dazugehörigen wissenschaftlichen Diskurs heraus interpretiert wird, so dass auch andere kulturelle Lösungen für die Verteilung der überlebensnotwendigen Produktions- und Reproduktionsarbeit und bei der Ausgestaltung von Geschlechterrollen gefunden werden können und auch gefunden worden sind. Geschlecht erweist sich in diesem Kontext vor allem als sozialer Platzanweiser, als symbolische Kategorie für die soziale Ordnung der Gesellschaft (vgl. Weber 2004). Insofern erscheint es auch nur als konsequent, den wissenschaftlichen wie politischen Diskurs über Geschlecht nicht mehr über die biologische Ausstattung von Frau beziehungsweise Mann („sex“ als biologische Ausstattung auf chromosomaler, gonadaler, hormoneller und morphologischer Ebene), sondern entlang der konstruktivistischen Sicht als in interaktiven Prozessen hergestellt zu begreifen, sodass Geschlecht vor allem als Verhaltensrepertoire („gender“ als erworbene sozio-kulturelle Kategorie) sichtbar wird. Wenn aber Geschlecht keine Eigenschaft ist, die eine Person besitzt, sondern etwas ist, was vor allem in sozialen Interaktionen getan werden muss („doing gender“ nach West/Zimmerman 1991) wird der Blick frei auf die Arena situativer, alltäglich stattfindender Aushandlungsprozesse. Hierbei zeigt sich, dass das Paradigma der Differenz, der Verschiedenheit von Frau und Mann nach wie vor intakt ist und die meisten Körperpraxen unbewusst steuert. Ein völliges Ausscheiden aus dem System der Zweigeschlechtlichkeit wird immer noch sanktioniert beziehungsweise verunmög-

licht. Zwar ist die Bandbreite der Inszenierungen und der Verhaltensreper-toires innerhalb einer Genusgruppe breiter geworden, aber die Differenz zwischen den Genusgruppen bleibt bezüglich vieler Verhaltensbereiche, wie z. B. im Hinblick auf das Gesundheitsverhalten, die Wahl von Sportarten oder von Ausbildungs- und Studiengängen und letztlich von Berufen durchaus erhalten (vgl. Cornelißen 2005).

2.2.1

Männlichkeit als soziale Rolle

Die Geschlechtsrollentheorie wird vor allem in den 1950er Jahren sehr stark von Talcott Parsons strukturfunktionalistischer Soziologie geprägt. Demnach hängt die Überlebensfähigkeit einer Gesellschaft kardinal davon ab, wie sie die Produktions- und Reproduktionsrollen von Frauen und Männern regelt und gleichzeitig die Sozialisierung des Nachwuchses so steuert, dass das System aufrechterhalten werden kann. Wenn also in einer Gesellschaft die Männer eher für die instrumentellen Aufgaben und die Frauen für die expres-siv-integrativen Aufgaben vorgesehen sind, gilt es aber nicht nur durch den Sozialisationsprozess sicherzustellen, dass Frauen beziehungsweise Männer mit dem für sie relevanten Wissen, den entsprechenden Fähigkeiten und Fertigkeiten ausgestattet werden, sondern auch, dass diese Rollen mit ihrem Selbstverständnis kompatibel erscheinen. Dabei macht sich eine Gesellschaft die anatomischen Unterschiede zwischen den Geschlechtern zunutze, obwohl die Inhalte der Rollen nicht notwendig oder vollumfänglich durch diese anatomischen Unterschiede präformiert sein müssen. Schließlich musste auch Parsons anerkennen, dass nicht alle Gesellschaften dieselben kulturel-len Lösungen für die Verteilung der Produktions- und Reproduktionsrollen gefunden haben, allerdings sieht er die Differenzierung nach Geschlechterrollen als universales Phänomen.

Die moderne männliche Geschlechterrolle wird in der Geschlechterfor-schung als widersprüchlich und diffus beschrieben, wodurch aus psycho-logischer Sicht die Entwicklung einer in sich ruhenden und angemessenen Geschlechtsrollenidentität als prekäres Anliegen erscheint. Die Rolle des modernen Mannes trägt immer noch Züge einer traditionellen Maskulinität, welche die körperliche Leistungsfähigkeit und Affektkontrolle betont, wäh-rend die modernisierte Rolle den Männern eher intellektuelle und interperso-nale Kompetenzen abverlangt beziehungsweise diese Eigenschaften die loh-nenderen Einkommenschancen garantieren. Die traditionelle und die moderne männliche Rolle beinhalten unterschiedliche Beziehungsmuster zu Frauen und Männern (vgl. Pleck 1996, 29). Der traditionelle Mann erwartet, dass Frauen seine Autorität anerkennen und sich ihr fügen, der moderne Mann erwartet demgegenüber Partnerschaftlichkeit und die heterosexuelle Beziehung zur